

tance sur la liberté de la recherche et de l'enseignement – voie peut-être désirable mais peu réaliste dans la situation actuelle –; deuxièmement, l'acceptation limitée du principe économique, c'est-à-dire une acceptation de principe des initiatives profitables sous réserve de pouvoir aussi se consacrer à d'autres projets, où le profit ne soit pas au centre des activités et où l'on accepte que le but du savoir puisse aussi être le savoir même, sans nécessité de justification ultérieure. La troisième réaction possible – nullement souhaitable à notre avis – consiste en soumission totale de la recherche et de l'enseignement à l'économie de marché, voie praticable, jusqu'à un certain point, pour la linguistique, discipline applicable et même profitable dans plusieurs domaines.

L'article analyse les conséquences négatives d'une domination totale de la recherche par les principes du profit, postulant, même si l'on accepte une certaine ouverture à la pensée mercantile, le renouvellement des principes traditionnels de l'université humboldtienne au XXI^e siècle: la liberté de la recherche et de l'enseignement. C'est en effet sur cette liberté que s'est fondée la réputation mondiale des universités allemandes et c'est elle qui a produit les meilleurs fruits, aussi bien dans la recherche que dans l'enseignement – et qui est donc aussi la garante, même indirectement, du succès économique.

WINFRIED WEHLE · EICHSTÄTT

Wozu (noch) Literaturwissenschaft?

1

Als in den materiellen und ideellen Trümmern nach dem zweiten Weltkrieg die ratlose Suche nach verwertbaren Überresten für einen kulturellen Wiederaufbau begann, erschien 1947/48 in Paris ein Buch, das sich den irritierenden Luxus gewährte, eine Frage zu stellen, die sich über alle intellektuellen Notstände hinwegzusetzen schien: Jean-Paul Sartres „Qu'est-ce que la littérature“.¹ War das in dieser Situation wirklich die Frage? Hätte sich nicht vielmehr die andere aufgedrängt: Wozu Literatur? Wozu noch? Stand sie nicht, zumal als bürgerliche, unter dem Verdacht, ins allgemeine Verhängnis verstrickt und auf ihre Weise schuldig geworden zu sein? Dass Sartre damit dennoch keineswegs in ein geschichtsblindes Abseits geriet, verdankt seine Schrift dem Umstand, dass sich ihr die Frage nach dem Wozu deshalb nicht ausdrücklich stellte, weil ihre Antwort noch selbstverständlich war. Literatur stand, als solche, nach wie vor im Dienst der *condition humaine*, der menschlichen Selbst- und Weltverhältnisse: „C'est l'homme seul qui nous intéresse“ (82). Sartre dringt auf Wesen und Eigenart des Literarischen ein, weil er sicherstellen will, wie dieses Medium im Angesicht der humanen Katastrophe des Krieges die Frage nach dem Menschen erhalten könnte. Seine literarische Zuversicht entsprang dabei einer geradezu bodenlosen geschichtsphilosophischen Enttäuschung. Der Betrieb, den wir Welt und Geschichte nennen, so endet sein Essay, verzichtet eher auf den Menschen, d. h. auf einen humanen Begriff von ihm, als auf Literatur (316). Er hat damit, so scheint es, in einem ganz anderen Sinne durchaus Recht bekommen. Sah nicht Roland Barthes im Tod des Autors, Michel Foucault in der Abschaffung des Subjekts den kulturellen Heilsweg?

Wie aber könnte sich Nachkriegsliteratur künftig gegen Gefügigkeit und Missbrauch verwahren? Seine Antwort war bedeutend. Es ist, als ob die Entwicklung der Sprachkunst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihn hätte bestätigen wollen. Verdorben schien ihm nicht das Medium als solches, sondern sein Gebrauch. Es musste also gegen geschichtliche Anfechtungen immunisiert werden. Sartre bietet eine doppelte Sicherheitsstrategie auf: Einerseits die modernistische Tendenz mehr als bisher zu forcieren und das Sprachgebilde unter den Schutz von Unabhängigkeit, Freiheit und Autonomie zu stellen. Glaubwürdig andererseits kann allerdings so nur handeln, wer als Sprachbildner gera-

¹ Jean-Paul Sartre, *Situations II – Qu'est-ce que la littérature?*, Paris, Gallimard, 1948, S. 55ff.

de Engagement zeigt, gesellschaftlich, politisch, ideologisch. Zahlreiche und höchst unterschiedliche Autoren der Nachkriegsmoderne wie etwa Robbe-Grillet, Günther Grass oder Italo Calvino haben ihr Schreiben so angelegt. Doch Sartres Pakt enthielt eine Konsequenz, die ihm selbst verdeckt blieb. Sie ist in der Folge jedoch geradezu epochenbildend geworden. Er hatte aus dem Zusammenbruch der Geschichte den Schluss gezogen, das Kunstwerk vor einer Anfälligkeit für falsches Bewusstsein bewahren zu müssen. Doch wie es vor der Willkür des Publikums schützen? Es sei so einzurichten, dass es auf keinerlei Weise mit einem verführerischen Gut, einem Wert, einer verfänglichen Idee assimiliert werden kann (261). Als solche hat Literatur Negativität zu üben. Sie verbündet sich damit keinem Ziel, sondern einem „prinzipiell unendlichen Entwurf“ – ihre gemeinsame Erfahrung mit Wissenschaft.² Wer authentisch noch etwas über das *être* erfahren will, muss sich ans menschliche Machen, *le faire* (264) halten. Was wir sind, fände seinen Ausdruck nicht länger in dem, *was* wir gemacht haben, sondern in dem, *wie* wir es tun – in einem Machen also, das sehen will, was sich machen lässt. *La praxis ... voilà notre sujet* (265).

Und tatsächlich: Literatur hat sich seit dem Krieg, ob mit oder ohne Sartre, daran gehalten. Gewiss, sie mochte dadurch falsche Götter auf Distanz halten – aber offenbar nur, um neuen, unverdächtigeren zu huldigen. Eine freie, unverfügbare Kunst im Zeichen der Poesie, wie die Avantgarden sie erprobten, würde jedoch in den Bann einer geistigen Wahlverwandtschaft geraten, wo die Macht des Machens seit langem im Ansehen stand und die Freiheit des Konstruktiven herrschte: In den Wissenschaften. Hat Literatur nach '45 ihre Erneuerung nicht betrieben, indem sie sich experimentell verwissenschaftlichte?³ Als Lettrismus, Konkrete Poesie, Nouveau Roman, Absurdes Theater, Tel Quel, Nouveau Nouveau Roman, postmodern, im Oulipo? Auf der anderen Seite, neorealistic, im Dialog mit historischem Materialismus, wissenschaftlichem Marxismus, Sozialtheorie und Tiefenpsychologie? Der Literat – Intendant eines – gesellschaftlich relevanten – Schreibprozesses.

Würden er selbst und sein Werk dann aber noch von einer Philologie erreicht, die, wenn man sie beim Wort nimmt, eine Liebesbeziehung zur Sprache unterhält? Dilthey hatte ihr deshalb einst ein geisteswissenschaftliches Feld zugewiesen, das zwischen Erlebnis, Ausdruck und Verstehen liegt.⁴ In dem Maße aber, wie literarische Phantasie sich theoretisch aufführte, mutierte Philologie zur Literaturwissenschaft.⁵ Roland Barthes ist dafür ein Paradebeispiel. Unter

² Mit Helmut Heißenbüttel, „Hypothesen über Literatur und Wissenschaft als vergleichbare Tätigkeiten; in: ders., *Über Literatur. Aufsätze*, München, Deutscher Taschenbuchverlag, 1970, S. 195–204.

³ Arnold Gehlen, *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Reinbek, Rohwolt, 1957, S. 25ff.

⁴ Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Hg./Einl. Manfred Riedel, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1970, S. 140f., 157ff.

⁵ Nicht zur Debatte steht jener Teil der „Philologie“, die gewissermaßen zeitlos historisch die „Liebe“ zu ihren Gegenständen ohne jede (hermeneutische) Rücksicht darauf pflegt, ob sich jemand oder gar die Öffentlichkeit für „Bezeichnungen für Beizvögel im galloromanischen Lehnwortschatz des Italienischen“ interessiert. Zu einschlä-

dem Druck der Geschichte sah er jede Rückbindung an traditionalistische Diskurse durchtrennt. An Robbe-Grillet identifiziert er einen Nullpunkt des Schreibens.⁶ Mit ihm hebe eine neue sakrale Ordnung der Zeichen an, die sich, gleichsam verhältnislos, auf keine Idee, Sprache oder Stil mehr berufen könne (7). Alle Herkunft muss daher im Text selbst zum Schweigen gebracht werden (69ff.). Damals begann der Begriff der *écriture* seinen langen Marsch durch die Geisteswissenschaften. Andere wie Struktur, Semiotik, Text, Diskurs trugen die Kampagne weiter, stets in der Nähe von gesellschaftlicher Relevanz. Sie alle zogen ihre Identität jedoch nicht eigentlich mehr aus der Sache – etwa „romanische Sprachen und Literaturen“ – vielmehr aus der Art ihrer Formierung. Die Kunst der Sprache sah sich dadurch einem anderen epistemologischen Programm ausgesetzt. Worauf es ankam, sollte weniger die Bedeutung sein, die sie zum Ausdruck brachte, als vielmehr die – undurchschauten – Strategien, *wie* sie Bedeutung herstellte. Dem Liebhaber war und blieb sie Subjekt eines Dialogs; dem Textologen ein beliebtes Objekt, das von tiefen Spuren der Kultur und des Wissens gezeichnet ist, allemal Lasten der Vergangenheit.

Eine Wissenschaft von der Literatur musste sich daher als Dienerin zweier Herren fühlen. Ihr Gegenstand ist einerseits kulturelles Urgestein und insofern niemals nur beliebiger Rohstoff. Er deutet die Welt mit einem Material, das seinerseits schon bedeutet, ehe es ästhetisch abgesprochen wird. Dies erinnert daran, dass er nicht natürlich vorkommt und deshalb nicht in naturwissenschaftlichem Sinne objektiv sein kann. Wer etwas von ihm wissen will, sollte ihn verstehen, nicht rationalisieren wollen. Andererseits – als Wissenschaft – muss dieses Verstehen geordnet, nachvollziehbar und öffentlich sein, um die Schatten der Hermeneutik, die Liebhaberei zu vertreiben.

2

Glanz und Elend einer Literaturwissenschaft geht von diesen zwei widerstreitenden Veranlagungen aus. Auf der einen Seite war sie nie so wissenschaftlich wie seit dem Zweiten Weltkrieg; auf der anderen wurde ihr dadurch jedoch eine Konkurrenz aufgezwungen, die sie nur mit ständiger methodischer Atemnot quittieren konnte. Denn was Wissenschaft ist, wird – de facto – inzwischen längst von denen bestimmt, die es verstanden haben, sich nicht nur als exakt, empirisch und anwendungsorientiert darzustellen. Sie haben es überdies vermocht, ihr wissenschaftliches Image zivilisatorisch und kulturell zu begründen. Nichts könnte dies besser bekunden als der stillschweigend vollzogene – und akzeptierte – Namenstausch: Aus Natur- sind Lebenswissenschaften, *life sciences* geworden. Lebenserwartungen, so das Credo dieses heraufziehenden *homo qua*

gigen Orientierungsfragen dieser und anderer Art vgl. Fritz Nies, „Kulturwissenschaft vor Deutsch-Französischer Hochschule – ratlos?“; in: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 25/2001, S. 213–230.

⁶ Roland Barthes, *Le degré zéro de l'écriture*, Paris, Seuil, 1953; dt. *Am Nullpunkt der Literatur*, Hamburg, 1959, S. 1.

machina⁷, werden wissenschaftlich-technisch wahr. Nicht Natur, sondern die systematische Verfügung über sie verspricht das bessere Leben, trotz aller Jeremiaden über ihre Risiken.⁸ Was könnte sie als Prestigeführer besser pointieren als die verdeckt kursierende Realutopie, Alter und Tod seien nur Krankheiten, die zurzeit noch nicht heilbar sind. Mit anderen Worten: Ihren Aufstieg zur Lebensanschauung hatten die Geisteswissenschaften doppelt zu bezahlen: Nicht nur dass ihre ureigenste Kompetenz schwand; sie sahen sich zugleich – und unvorbereitet – vor die Paradoxie gestellt, die Kulturarbeit, die sie seit den *studia humaniora* leisten, nun als Kulturwissenschaft eigens neu plausibel machen zu müssen. Im Grunde eine – naturwissenschaftliche – Zumutung.

Umso mehr, als die Notwendigkeit, deutend auf die Welt des Menschen einzugehen, keineswegs gegenstandslos geworden war. Im Gegenteil. Fortschritte zu erzielen ist eine Sache; eine ganz andere, mit ihnen verstehend auch Schritt zu halten, ihre Folgelasten abzuschätzen. Wie sollten Geisteswissenschaften sich also verhalten? Noch mehr auf Wissenschaftlichkeit setzen? Leben-Nutzen-Rechnungen aufstellen? Oder – doch gerade – zurück *ad fontes*, zum eigenen Sachverhalt? Die Alternative scheint rhetorisch. Geistes- und mit ihnen Literaturwissenschaften suchen ihr Heil, wenn überhaupt, in einer Flucht nach vorne, den jeweiligen epistemologischen Vorreitern hinterher. Vor allem drei überaus handliche Adapter verschaffen ihnen dabei immer neue Aussichten: inter-, multi- und trans-, jeweils bindungswillig nach allen Seiten. Sie paaren sich bevorzugt mit diskursiven Leistungsträgern wie Text, Medium oder Kultur; um nur sie zu nennen. In welcher Kombination sie auch immer ihre terminologischen Netze auswerfen – die Absicht bleibt sich gleich: Zählen soll vor allem, was sich über das hinwegsetzt, was als tradiert gilt. In politischen Sonntagsreden heißt dies gern: Wissenschaft kennt keine Grenzen. Wichtig scheint, dass etwas in Gang ist. Inter-, Trans- und Multi- lassen in diesem Sinne alles wünschenswert offen. Um nur auf ein bereits betagtes Zugpferd zu verweisen: die Interdisziplinarität. So einleuchtend – und literaturgeschichtlich gesehen selbstverständlich – ihre globalisierende Geste ist, so wenig lassen sich inzwischen ihre Schatten leugnen. Hat sie deshalb mittlerweile ihre Richtung korrigiert, um sich ans neue Ufer von Transdisziplinarität zu retten? Doch auf welches Wissenschaftsgebiet gerät, wer seine Disziplin im Zeichen von inter- oder trans- hinter sich lässt? Zur großen Befreiung, wo alles sich mit allem liiert? Oder doch nur in epistemologische Beliebigkeit, die Mühe hat, den Eindruck zu zerstreuen, Theorie habe Warencharakter angenommen? Oder gar in ein Niemandsland⁹, wo sich ungestört Hochfeste des Me-

⁷ Vgl. Dietmar Kamper, „Mensch“; in: *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*, hg. Christoph Wulf, Weinheim/Basel, Beltz, 1997, S. 85–91.

⁸ Darauf hat insbesondere Jean Mesnard hingewiesen und den Umgang mit Literatur auf ihr eigenes Erkenntnisinteresse zurückgeführt; vgl. „Les Sciences et les Lettres. Esquisse d'une problématique“; in: *Zeitschrift für Romanische Literaturgeschichte*, 26/2003, S. 33–45.

⁹ Michel Delon in seiner kritischen Bestandsaufnahme französischer (und deutscher) Tendenzen der Literaturbehandlung „De la solitude du chercheur en Littérature et de

thodenpluralismus feiern lassen?¹⁰ Um über den Tellerrand schauen zu können, braucht es dafür nicht zunächst einen Teller?¹¹ Die Gefährdung, die Interdisziplinarität in Kauf nahm, ist, im Doppelsinn des Wortes, Disziplinlosigkeit.

3

Die Wissenschaften von der Literatur haben sich an diesem geisteswissenschaftlichen Fortschritt heftig, ja führend beteiligt – und dafür einen hohen korrespondierenden Preis bezahlt: Die Zerrüttung des Verhältnisses zu ihrem Gegenstand. Je nachdem konnte Literatur *écriture*, Text, Struktur, *fait littéraire*, Grammatik, semiotisch, Ideolekt, Psychogramm, Diskurs, Konstrukt und manches mehr sein. Konstant blieb dabei nur eines: Um ihrer selbst willen sollte sie nicht weiter in Betracht kommen. Das gehörte ins Altenteil der Traditionalisten. Mit der Folge, dass Primärliteratur sekundär und Sekundärliteratur primär wurde, ähnlich den Kopfständen, die das Regietheater gegenüber dem Texttheater aufführte. All dies macht die Frage schließlich unvermeidlich: Warum darf Literatur – wissenschaftlich gesehen – eigentlich nicht (mehr) Literatur sein? Verlassen die professionellen Leseratten das Literaturschiff, weil es sinkt? Geht die Kulturzeit von Literatur ihrem Ende entgegen?¹²

Zwei mächtige Fluchtbewegungen scheinen dies gegenwärtig nahe zu legen: hin zur Medien- und zur Kulturwissenschaft. Gewichtige Gründe dafür scheinen auf der Hand zu liegen. Sofern wir Zeitgenossen einer dritten industriellen, einer medialen Revolution sind, nehmen wir, folgt man Régis Debray, seit Mai '68 kompetent in politischen und intellektuellen Umbrüchen, an einer kulturellen Zeitenwende teil: Über die Logosphäre hinaus, hin in eine Videosphäre.¹³ Keine Frage: Eine mediale Machtübernahme findet statt. Die Sprache der Bilder steht im Begriff, den Worten den Rang abzulaufen. Wer – beispielsweise – im Schnitt 3 Stunden und 21 Minuten am Tag fernsieht (wie in Deutschland), lebt sich in die neue Alltäglichkeit passiven Redens und in Fertigbilder ein, die die Phantasie nicht mehr fordern. Wahrnehmen findet zunehmend über die Augen statt; sie aber sind, wie die Alten sagten, konkupiszent.¹⁴ Sie lassen sich kei-

quelques bonne résolutions pour survivre“; in: *Zeitschrift für Romanische Literaturgeschichte*, 26/2002, S. 105–113.

¹⁰ Vgl. Manfred Engel, „Kulturwissenschaft/en – Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft“; in: *KulturPoetik* 1/2001, S. 8–36 mit einer prägnanten Situationsanalyse; hier S. 15.

¹¹ Dorothea Freede, „Einmal englisch durchgebraten“, FAZ v. 7.4.2003.

¹² Ihren Untergang im Zeitalter der Massenmedien (und bei unter Dreißigjährigen) entwerfen – bedauernd – etwa Alvin Kernau, *Death of Literature*, New Haven, Yale University Press, 1990 und, darauf Bezug nehmend, Swen Birkerts, *The Gutenberg Elegies. The Fate of Reading in an Electronic Age*. Boston/London, Faber & Faber, 1994.

¹³ Vgl. *Jenseits der Bilder. Eine Geschichte der Bildbetrachtung im Abendland* (frz.: Régis Debray, *Vie et Mort de l'Image*, Paris, 1992), dt. v. Anne-Hélène Hoog, Rodenbach, AVINUS, 1999.

¹⁴ Vgl. Horst Bredekamp, „Politische Theorien des Cyberspace“; in: *Kritik des Sehens*, hg. Ralf Konersmann, Leipzig, Reclam, Band 1610, 1997, S. 320–339; hier S. 336ff.

ne Zeit bei ihrer Aufnahme und haben darum etwas Kannibalisches. Wählte sie Amor nicht deshalb als Zugang zu seinen Opfern?

Sprache dagegen ist vergleichsweise langsam, vor allem gelesene. Ihre Zeichen sind abstrakt. Sie haben von sich aus nichts Frappierendes. Was sie zu sagen haben, muss erst, wie Negative, im Vorstellungsvermögen entwickelt werden. Das kostet Zeit. Andersorts ist Wahrnehmung schneller zu haben: Über Bildschirm, Video, Kino, massenhaft sekundiert von den Hörbildern der Popkultur. Romane der jüngsten Zeit bringen ihre Helden zunehmend dadurch in Schwierigkeiten, dass sie, überwältigt von der Unmittelbarkeit medialer Vorführungen von Wirklichkeit, sich selbst nurmehr als mittelbar, unwirklich empfinden. Täter und Opfer zugleich eines *Cinema naturale*,¹⁵ das sie zu indirekten Menschen macht.

All dies läuft gegen die Schriftsprache und die Literatur. Ihr jahrhundertlanges Anthropologikum, dass der Mensch Mensch sei durch seine „verbale“ Sprache, wird verblassen. Dass eine solche Kulturwende wissenschaftlich aufzunehmen ist, steht außer Frage. Schließlich entscheiden die Seh-, Hör- und Denkbilder, die wir uns von der Welt machen, über unser Weltbild. Sie im Namen von Medienwissenschaften zu behandeln, liegt nahe. Scheitert es da nicht konsequent, auch Literatur, die große alte Dame mentaler Konographie, medial zu veranschlagen? Zumal angesichts der Bedrohung, als schriftliches Medium von ihrer robusten Medienkonkurrenz an den Rand gedrängt zu werden. Wie soll sie sich im verbissenen Krieg um eine der knappsten menschlichen Ressourcen, die Aufmerksamkeit, behaupten? Dort dominieren Informationsspannen von max. 1 1/2 Minuten, Kino- und Fernsehfilme taktet meist noch kürzer, Nachrichtens-, Werbespots und Videoclips auch. Selbst wo Literatur nachzuziehen versucht: Mit vielen, schnellen Kapiteln, Tropismen, Instantanes, kurzen Abschnitten, knappen Sätzen – ihre Rückkehr zur Rhapsodie ihrer Anfänge heißt sie nicht von ihrem Makel, erst auf den zweiten, imaginativen Blick anschaulich zu werden. Nach Virilio ist es diese – mediale – Beschleunigung, die die Geschichten auflöst.¹⁶ Lyotards Befürchtungen gegen über den „Grands récits“ würden sich dadurch zivilisatorisch von selbst erledigen. Natürlich bleibt die Sprache. Aber sie hat sich auf einen neuen Teilnehmer einzustellen, den man versucht ist, Reileser zu nennen. Dem Buch nicht er die Besprechung, dem Aufsatz das Abstract, dem Sachverhalt einen Kommentar, einem Bericht das Diagramm, dem Brief ein *sms* vor. H. M. Frenzenberger machte dem Teufel an die Wand, als er ihm ein sekundäres Alphabeterium prophezeite.¹⁷

¹⁵ Wie Gianni Celati die (schriftliche) Relektüre seiner Erzählungen in diesem Sinne nannte (Milano, Feltrinelli, 2001).

¹⁶ Im Rahmen seiner „Dromologie“, die Lehre von der Geschwindigkeit, die dem Exodus aus der konkreten Wirklichkeit vorarbeitet (bes. in *L'ère du nouveau*, Paris 1993).

¹⁷ Im Gegensatz dazu Vilem Flusser, der im Ende des vierzehnten Jahre Texterschafft eine Rückkehr in „die normale“ Lebensform“ sieht, „in die Zwerchmenschlichkeit des Imaginäre und Mythische“. Vgl. *Die Revolution der Bilder*, München, Suhrkamp, 1992, S. 10.

Was könnte Literatur als Medium unter Medien gewinnen? Gewiss, sie hat, wie andere Künste, von Anfang an die wechselseitige Erhellung gesucht. Früh begann sie die Wirkung ihrer Geschichten aufs Publikum in ihren Geschichten selbst zu reflektieren. Paolo und Francesca in Dantes *Göttlicher Komödie* wären ein Beispiel. Sie hat auf neue Medien reagiert, sich Fotografie, Film, Zeitung, Radio, und um ihre mediale Führung zu erhalten, der Idee des Gesamtkunstwerks verschrieben. Und heute bildet sie – vielleicht ist das noch nicht bewusst genug – einen der privilegierten Orte, wo nicht „die“ Wirklichkeit, sondern die Wahrnehmung von Wirklichkeit als zeitgemäßes Problem zur Geltung gebracht wird.

Diese Sensibilität des Mediums Literatur für unsere mediatisierten Weltbilder – gäbe sie nicht Anlass, die Frage gerade umgekehrt zu stellen: Vermag sie nicht etwas mitzuteilen, was andere Medien nicht oder nicht so wie sie erfassen können? Durch ihre Mittelbarkeit – wäre sie nicht geradezu prädestiniert, gerade jener Reflektiertheit Raum zu geben, die um sie herum, im Sog des Unmittelbaren und Präsentischen, im Augenblick der Gegenwart unterzugehen droht? Um nicht, wie Nietzsche argwöhnte, an der Kultur zugrunde zu gehen, die wir selbst geschaffen haben, bedarf es – luhmannscher – Orte der Wahrnehmung von Wahrnehmung. Wer hätte für dieses kulturkritische Amt mehr moderne Kompetenz als Literatur? Lange vor dem *linguistic turn* des Denkens hat sie sich intensiv mit der modernen Erfahrung auseinandergesetzt, dass das Schöne, Wahre und Gute in menschlicher Perspektive nur Ausbildungen der Einbildungskraft sind. Wert kommt ihnen nicht absolut, sondern relativ zu, relativ in Bezug auf den, der sie bildet. Kaum ein (anspruchsvollerer) Roman der letzten zehn Jahre, dessen Held (oder Unheld) nicht dadurch ins Dilemma geraten wäre, dass sein Blick medial gebrochen ist.¹⁸ Zu viele Kriminalromane; zu viele amerikanischen Filme; zu viele Illustrierte; Simulakren¹⁹ als tägliche Augenspeise.

Noch gibt es ein literarisches Leben – und gute Gründe, es zu erhalten. Organisiert in Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Literaturhäusern, im Feuilleton, an Literaturtagen, im Theater, bei Dichterlesungen, als Buch zum Film, auf Briefmarken. Und vor allem das Intime, das von den Büchertischen der Kaufhäuser, Bahnhöfe, Buchhandlungen und -gesellschaften bedient wird. Mag sein, dass hier Markt, Werbung, Bestsellerlisten oder Feuilletons die Hand beim Kauf führen. Mag sein auch, dass auf vielen dieser Ränge der Bellettristik nur affektive Grundnahrungsmittel verteilt werden. Doch das Feld der Literatur nach Höhen und Niederungen, Gutem und Schlechtem, Masse und Klasse aufzuteilen, könnte sich ohnehin bald erübrigen. Wenn neurophy-

¹⁸ Vgl. Winfried Wehle, *Der indirekte Mensch. Ein Album literarischer Nahaufnahmen aus jüngster Zeit* (in Vorbereitung).

¹⁹ Der Begriff verdankt seine kulturtheoretische Karriere vor allem Jean Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, München, Matthes & Seits, 1991 (frz.: *L'échange symbolique et la mort*, Paris, Gallimard, 1976).

siologische Ansichten zutreffen,²⁰ werden kulturelle Unterschiede in Zukunft ganz anders gemacht: Wert liegt dann beim Lesen (und Hinhören); der Minderwert beim visuellen Konsum. Dem einen kommt Sinnhaftigkeit zu, das andere bedient die Sinnlichkeit. Verstehendes Lesen aber ist kulturelle Errungenschaft; es will gelernt sein. Dazu bedarf es einer Schriftgelehrsamkeit. Literatur in dieser Hinsicht über den einen medienwissenschaftlichen Leisten schlagen zu wollen, würde daher ihr kostbares Unterscheidungsvermögen enteignen, um es einem weiteren wissenschaftlichen Turmbau zu Babel zu opfern.

Wie weit das doch vom literarischen Leben entfernt ist. Wer heute und zumal aus freien Stücken auf die Angebote der Literatur eingeht – will er dabei etwas über „intermedialen Diskurs“, „Medienkulturtheorie“ oder „Transkulturalität“ erfahren? Er ist auf der Suche nach Geschichten und Verknüpfungen, die die Sprache in einen Lebenszusammenhang bringen, wofür ihm ihre alltägliche Bewirtschaftung gerade keine Zeit lässt. Kein Stück Literatur, und wäre es noch so verneinend, verschwiegen oder banal, das mit seinem Leser nicht etwas bereden wollte. Ob dann das Medium der rettende Zugang zur Literatur ist? So kunstvoll ein Weinglas sein mag, es kann ein Glas Wein nicht ersetzen. Würden hier nicht bisherige Fluchtwege nur durch einen weiteren ersetzt, der mehr Aktualität verspricht?

5

Ihr also doch lieber kulturwissenschaftlich entgegenkommen? Kultur – geht es nach dem Wortgebrauch – ist geradezu ein Kult der Gegenwart. Nichts was zwischen dem Weltkulturerbe, dem Kulturmanager im Westen, dem Kulturoffizier im Osten und irgendwo dazwischen der Kulturwirt, die nicht an ihrem Prestige teilhaben möchten. Läge darin nicht die Zukunft für „Die Geisteswissenschaften heute“, fragte die Denkschrift von Frühwald / Jauss / Koselleck / Mittelstraß und Steinwachs 1991²¹ und empfahl ihnen eine Modernisierung als Kulturwissenschaften. Doch auf welches Gebiet werden sie dabei umgesiedelt? Und was ist Kultur? Keine Frage: Ein Informationszeitalter kann menschenwürdig nur bestehen, wenn es von einer Interpretationsgesellschaft getragen wird.²² In diesem fortgeschrittenen Sinne ist Kultur nicht etwas neben oder gegenüber von Politik, Wirtschaft, Naturwissenschaft, Alltäglichkeit, sondern das Umfassende schlechthin: Der „Inbegriff aller menschlichen Arbeits- und Lebensformen, einschließlich naturwissenschaftlicher Erkenntnisse“.²³ Mit anderen Worten: Sie ist alles, was nicht, Platon zufolge, von selbst da ist²⁴ und daher die Handschrift des Menschen trägt. Und dies ist in einer hochzivilisier-

²⁰ Wolf Singer, „Warum sich Wissenschaft erklären muss“; in: *Forschung und Lehre* 3/2002, S. 118–121.

²¹ Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauss, Reinhard Koselleck, Jürgen Mittelstraß, *Geisteswissenschaften heute*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1991.

²² Mit Henning Krauß, „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft“; in: *Romanische Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 26/2002, S. 2.

²³ Wolfgang Frühwald u. a., *Geisteswissenschaften heute*, S. 10.

ten Lebenswelt so gut wie alles, so dass Kultur und Zivilisation zusammenfallen.²⁵ Kein geringes Problem für eine Wissenschaft, die sich nicht zuletzt von ihrem Gegenstand her auszuweisen hat. Kultur aber hat, das Dilemma ist bekannt, genau genommen keinen Gegenstand. Sie ist Kultivierung *von etwas*; setzt also etwas voraus, *an* dem sie zur Erscheinung kommt. Auch begriffsgeschichtlich führt sie eher in einen Bedeutungsdschungel.²⁶

Wie also wäre diesem ungreifbaren Objekt Objektivität beizubringen? Zumal Kulturwissenschaft sich ja bereits selbst in dem hermeneutischen Spiegelkabinett befindet, das sie wissenschaftlich erschließen will. Woher käme also ein distinktiver Standpunkt? Die Antworten darauf beschränken sich bisher weithin auf Aufbruchsgesten. „Disziplinäre Grenzen soll sie verflüssigen“; den einzelnen Fächern einen Ausweg aus der Sackgasse ihrer Spezialisierung eröffnen, um ihr Einzelwissen in einem „Spiel (!) der Differenzen und Interdependenzen“ (Kittler) durchmessen zu können. Dann würden – aber wie? – die Partikel ihres Wissens zu neuer Synthese kommen und hand in hand mit Interdisziplinarität in der „Kunst der Multiperspektivität“²⁷ fröhliche Auferstehung feiern. Womit auch von dieser Seite Anschluss an das wissenschaftliche *fund-raising*-Programm von Multi-, Inter- und Trans- gefunden wäre. Aber: Ist es wirklich eine solche Kulturwissenschaft, die den Geisteswissenschaften den rechten Weg weist? War dies nicht vielmehr die Frage nach dem Menschen, die sie hervorbringt? Ohne ihn gäbe es keine Kultur, so wie er ohne Kultur nicht wirklich Mensch wäre.²⁸ Es scheint, als ob die Schübe seiner Verwissenschaftlichung ihn aus den Augen verloren hätten. Hatte Foucault nicht den Tod des autonomen Subjekts gefordert? So wie auch die Überwindung der *sciences humaines*?²⁹

Vielleicht geht die humanistische Frage: Was ist der Mensch? tatsächlich an der Zukunft seiner Wirklichkeit vorbei. Aber dann ließe sie sich kulturwissen-

²⁴ Vgl. Art. „Natur“ (Gernot Böhme), in: Christoph Wulf (Hg.), *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*, S. 100.

²⁵ Vgl. dazu Paul Geyer, „Kritische Kulturtheorie“; in: Claudia Jünke / Rainer Zaiser / Paul Geyer (Hgg.): *Romanistische Kulturwissenschaft?*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 2004, S. 8–30. Eine kritische Bestandsaufnahme kulturtheoretischer Projekte aus der Perspektive der Literatur und ihrer kulturellen Funktion.

²⁶ Hubertus Busche hat ihn historisch-begrifflich gelichtet. Vgl. „Was ist Kultur? Erster Teil: Die vier historischen Grundbedeutungen“; in: *Dialektik – Zeitschrift für Kulturphilosophie*, 2000/1, S. 69–90; Zweiter Teil: Die dramatisierende Verknüpfung verschiedener Kulturbegriffe in Georg Simmels „Tragödie der Kultur“; in *Dialektik*, 2000/2, S. 5–16.

²⁷ Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hgg.), *Literatur- und Kulturwissenschaft*, Reinbek, Rohwolt, 1996, S. 92.

²⁸ Der Ansatz von Clifford Geertz, mit dem er den Primat einer Kulturtheorie als Superstruktur begründet. Vgl. „The Impact of Culture on the Concept of Man“; in: ders., *The Interpretation of Cultures. Selected essays*; New York, Basic Books, 1973, S. 33–54, hier S. 49.

²⁹ „De nos jours on ne peut plus penser que dans le vide de l'homme disparu“; in: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris, Gallimard, 1966, S. 353.

schaftlich auch aus der Gegenrichtung stellen. Die Aktualität, der Reiz, das Bedürfnis nach Kultur: Könnten sie nicht Ausdruck dafür sein, sich ihres Begriffs überhaupt neu zu vergewissern – weil er selbst das Problem ist? Wenn sich damit alles Mögliche verbrämen lässt, scheint dies gerade von der Schwäche ihres Konzepts herzukommen. Offenbar krankt es erneut, wie im 20. Jahrhundert immer wieder, dass das Gegenüber, woran sich Kultur erweist, unklar geworden ist. Lange Zeit war Natur ihr konstitutives Gegenspiel.³⁰ Im 19. Jahrhundert bildete sie sich gegen die Idole der Zivilisation, Nutzen, Fortschritt, Kapital. Als zweite Natur waren sie an die Stelle der ersten getreten. Inzwischen sind mehr als hundert Jahre vergangen, die sie so artifiziell werden ließen, dass sie an sich selbst fremd wurde.³¹ Sie steht damit erneut vor dem Problem, dass ihr ein distinktives Gegenüber abhanden kommt – mit der Konsequenz, sich an sich selbst identifizieren zu müssen.

Was also könnte Literaturwissenschaft kulturwissenschaftlich gewinnen – sofern sie nicht ohnehin glaubt, Literatur sei ins mediengeschichtliche Rentenalter eingetreten? Fraglos hätte sie ihr bisheriges Erkenntnisinteresse grundlegend zu verändern. Literatur würde im Prinzip mit allem gleichgestellt, was kulturell in Frage kommt. Dem inflationären Wortgebrauch nach wäre das so gut wie alles. Es ginge dann nicht eigentlich mehr um sie selbst, sondern um das, was sie mit anderen kulturellen Erscheinungen verbindet. Dann muss sie sich fragen lassen, was sie zu einer „historischen Anthropologie, der Medienkulturforschung, dem kulturellen Gedächtnis, der Mythen- und Religionswissenschaft sowie der Textualität und Ikonographie“ beizutragen hat. Doch wer soll dieses wissenschaftliche Kaleidoskop zusammenhalten? Wenn Spezialisierung in ein fachliches Gefängnis führt, dann böten solche Großraumprojekte allenfalls Ausflüchte ins Ungewisse. Wissenschaft stünde ihrerseits im Begriff, virtuell zu werden. Ein Gedicht – wäre es mehr als ein epistemologisches Häppchen? Einer Literaturwissenschaft wie bisher bliebe nur Nachlassverwaltung: Das Material des literarischen Lebens ins Museum zu bringen. Wer sie kulturwissenschaftlich renovieren will, muss sich deshalb entscheiden. Worauf soll es ankommen: Auf das, wofür ein literarischer Text sich verwendet, oder wofür er sich verwenden lässt.

6

Doch wer aufbrechen will, sollte sich zumindest angemessen verabschieden. Aber auch wer bleibt, hat sein Haus zu bestellen. Geisteswissenschaftliches Handeln ist längst begründungspflichtig geworden. Beiden wären zwei Prüfsteine in den Weg zu legen. Der erste bestünde in der Frage, die für Sartre noch

³⁰ Vgl. Winfried Wehle, „Kunst und Kultur“; in: Claudia Jünke u. a., *Romanistische Kulturwissenschaft?*, S. 65–82.

³¹ Und Nietzsches Prophezeiungen aus seinem Fin-de-Siècle bestätigen: „Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen“ (*Menschliches, Allzumenschliches*, Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1954, S. 318).

selbstverständlich war und nichts verzeiht: Wozu Literatur?³² Oder zudringlicher: Wozu noch? Wer anders könnte und muss sie stellen, wenn nicht eine Wissenschaft von der Literatur. Ja sie würde sich ihr geradezu als ihre große, kulturhistorische Aufgabe empfehlen. Die Lebensanteile von Roman, Theater und von Lyrik gehen ohnehin zurück, ebenso wie die Leselust. Der Medienkulturkampf mutet ihnen, wie vor hundert Jahren, die Überlebensfrage zu: Was lässt sich mit ihren Mitteln überhaupt noch oder besser sagen als mit anderen? Davon hängt ihr Anspruch auf geistiges Eigentum ab und ob es gerechtfertigt ist, ihr einen Literaturbetrieb zu widmen, der davon lebt, dass ihrem Umgang mit Sprache innerhalb einer komplexen Zeichenwelt eine hoheitliche ästhetische Enklave eingeräumt wird. Wenn sie ein Medienproblem ist, oder hat, warum sie dann nicht – im Lichte der neuen Medienwissenschaften – nach ihren verbliebenen oder neuen Kulturdienstleistungen befragen? Noch gibt es sie ja. An ihren (Publikations-)Daten gemessen ist sie sogar bei bester Gesundheit. Gewiss, in ihrer Buchstabengestalt kommt sie als armes Medium daher, anderen an Sinnlichkeit weit unterlegen. Doch schon einmal, zur Zeit der historischen Avantgarden, drohte ihr ein ähnlicher Mediennotstand. Doch sie ging nicht in den neuen Sprachen des Films, der Photographie, Phonographie, Zeitung, Malerei oder des Tanzes unter. Vielmehr gewann sie ihnen eine neue, ungebundenere, abstraktere Expressivität ab.

Angesichts einer Kultur, deren Wohl und Wehe darauf angewiesen ist, ob sie an sich selbst ein lebenswertes Maß findet, könnte nicht gerade Literatur, da sie die Sprache mit allen teilt, hierbei Kulturarbeit leisten? Nicht unbedingt so, wie O. Marquards „Fröhliche Wissenschaft“ es sich dachte, dass sie, als Ersatzwelt, die Folgelasten der Modernisierungsprozesse kompensiert.³³ Vielmehr als Kritik der Kultur im Namen von Kultur.³⁴ Um deren Blindheiten Herr zu werden, bedarf es innerhalb ihres Betriebs selbstreflexiver Orte, die ihn wie von außerhalb in Szene setzen.³⁵ Literatur hat eine uralte Tradition, den Verhältnissen den Spiegel vorzuhalten, denen sie entstammt. Dank der Unabhängigkeit, die sie in Jahrhunderten erfochten hat, vermag sie, wie Künste insgesamt, eben als eines jener bedeutenden kulturellen Gegenüber aufzutreten, ohne die eine Zivilgesellschaft nicht in der Lage wäre, sich von sich selbst zu distanzieren und ihr labiles Selbstverständnis zu warten. Ohne Kulturkritik würde sie den Menschen aus dem Auge verlieren, obwohl sie, mit Max Weber

³² Vgl. Gerhard Kaiser, *Wozu noch Literatur? Über Dichtung und Leben*. München 1996 (Bech'sche Reihe 1164).

³³ Prägnant zusammengefasst in „Verspätete Moralistik“; *FAZ* v. 18.3.1987, S. 33 („Geisteswissenschaften“).

³⁴ Die These von Ralf Konersmann, „Kultur als Metapher“; in: *Kulturphilosophie*, hg. R. Konersmann, Leipzig, Reclam, 1996, S. 327ff., hier S. 345.

³⁵ Diesen gesellschaftlich relevanten Aspekt hat Wolfgang Asholt in systemtheoretischer Perspektive geltend gemacht. Vgl. „Kulturwissenschaft ohne Gesellschaft?“, in: *Zeitschrift für Romanische Literaturgeschichte*, 26/2002, S. 159–170.

zu sprechen, vom Standpunkt des Menschen nicht zu trennen ist.³⁶ Literatur leistet diese humane Hilfe von jeher. Wissenschaft ist auf Mehrung des Wissens aus. In ihr kommt zusammen, was sich definieren, determinieren lässt. Ihr Ziel ist abgesicherte Erkenntnis, die sie auf dem Wege der Eingrenzung (finis / terminus) erreicht. Ihr Verfahren macht aber – eher unfreiwillig – darauf aufmerksam, dass es jenseits ihrer Grenzen ein „anderes“ Wissen geben muss, das ihrer Definitionsmacht vorenthalten ist. Ja es bildet geradezu die stillschweigende Voraussetzung für eine Wissenschaft ohne Grenzen, den Horizont, der das Sagbare wie etwas Unausgesprochenes umgibt.

Dass dieses dennoch zur Kultur gehört, zeigen die zahlreichen Entscheidungen, die ohne Bezug auf die Wissenschaften getroffen werden. Vor allem aber steht diese alternative Vernunft nicht ohne Anwalt da: Literatur ist eine ihrer namhaftesten Institutionen, wo deren Wahrheit zur Austragung kommt. Ihre Langsamkeit ist dabei ihr Kapital: Sie verlangt eine höhere Investition von Aufmerksamkeit. Sie schafft die Zeit, um an Bedeutungen zu kommen, die nur auf dem Wege allmählicher Deutung erhältlich sind. Oder anders gesagt: Sie arbeitet auf ihre unwissenschaftliche Weise mit an der Verwandlung des Wissbaren in Wissenswertes, gemäß Goethes Devise aus den Maximen und Reflexionen: „Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, dass man sich abgibt mit dem, was nicht wissenswert (...) ist“.³⁷ Dabei lässt sie dem Bild den Vortritt vor dem Begriff; sie verwickelt uns in Geschichten, statt unsere Gedanken systematisch zu begründen; sie hält Worte nicht fest, sondern entlässt sie in metaphorische Weiten. Alexander Kluge, der Büchner-Preisträger von 2003, hat faszinierend einfach daran erinnert. Sie sei dazu da, „um die Zeichen der Zeit zu sammeln und aufzuheben“.³⁸ Wer außer ihr tut dies noch? Vielleicht noch ihr visuelles Pendant, der Film. Sie gibt den wechselnden Facetten der Lebenswelt erste Konturen. Unverzichtbar scheint dieser Kulturdienst, weil nicht nur der natürliche, sondern vor allem der zweite, der kulturelle Mensch ständig neu zur Welt gebracht werden muss. Kaum jemand beherrscht diese intellektive Gynäkologie besser als die Künste.

Sollte dies einer Wissenschaft nicht zu denken geben, die zwar Literatur (noch) in ihrem Namen führt, ihr Glück aber gerade in der Verleugnung dieser Lebensgemeinschaft zu finden meint? Literatur kann sehr wohl ohne Literaturwissenschaft auskommen; aber umgekehrt? Im Übrigen hat das Feuilleton längst die Leerstellen besetzt, die sie hinterlassen hat. Gleichwohl ist es selbst nicht ohne Gefährdung. Es konkurriert mit einer Event-Kultur, die von Eintragungssuperlativen lebt. Es erzeugt im Zweifelsfall die kulturellen Erlebnisse

³⁶ Vgl. „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904); in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, ed. Johannes Winckelmann, Tübingen, Mohr, 1988, S. 146–214.

³⁷ Johann Wolfgang von Goethe, *Maximen und Reflexionen*, Frankfurt/M., Insel, 1976; Nr. 1146, S. 197f. – Zum kulturwissenschaftlichen Hintergrund dieses Zusammenhanges und anderer kulturwissenschaftlichen Problemstellungen vgl. Martin Scharfe, *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*, Köln, Böhlau, 2002; hier S. 144.

³⁸ Auf dem 23. Erlanger Poetenfest 30./31. August 2003.

selbst, die es dann öffentlichkeitswirksam aufbereitet. Solange jedoch (noch) jemand – nichtkommerziell, so gut es geht – kunstvolle Zeichen der Zeit setzt, bedarf es jemanden, der ihnen das Bezeichnende abzugewinnen versucht. Der ihre vielen individuellen Ansichten zu einer Sichtweise fügt; der hinter der einzelnen Stimme nach der Übereinstimmung mit anderen fragt. Erst wenn solche Momentaufnahmen zu einem repräsentativen Bild gefügt sind, können sie lebensallgemeine Horizonte stiften, kulturell wirksam werden.

Wem aber wäre diese Aufgabe angemessener als einer Wissenschaft, die sich ums Verstehen (von Literatur) bemüht, um Verständnis für ihre Anliegen zu schaffen? Eine solche Kultur der Kultur, die darauf angewiesen ist, reflexiv an sich selbst Maß zu nehmen, braucht im übrigen mehr denn je die Pflege ihrer Vergangenheitsbegriffe. Und dies umso mehr, als der literarische Gegenstand genau genommen von jeher bereits transgressiv veranlagt ist. Er hat sich immer schon die Freiheit genommen, seine Sprachzeichen über die Angaben hinaus schießen zu lassen, die sie mit dem Lexikon teilen. Dadurch nehmen sie übertragene Bedeutungen wahr, die sonst untergehen – und seien es solche, die die Ohnmacht der Sprache bezeugen, aber selbst noch durch ihre Konfigurationen des Schweigens hindurch reden, wie Valery es etwa für die damalige „Krise des Geistes“ (1919) oder Beckett für die Nachkriegszeit in Anspruch genommen hat.

7

Womit könnte eine Literaturwissenschaft es rechtfertigen, dieses literarisch ausgebreitete Kulturgut „Sinn“ nicht für unser Selbst- und Weltbedürfnis zu nutzen? Fünfzig Jahre Investition in ihr theoretisches Profil hat sie an einen Scheideweg gebracht. Wo liegt ihre Zukunft? In ihrer modernistischen Option: Stets epistemologisch auf der Höhe zu sein, die, in ihrem Fall, das *Wie?* gegenüber dem *Was?* privilegiert? Oder in einer fundamentalistischen Option, die von ihrem *fundamentum in re*, der Literatur ausgeht und fragt, *was* sie, von sich aus, zu sagen hat und dann, *wie* dies historisch-systematisch besprochen werden kann.

Von hier aus gewinnt auch das Romanische seinen Sinn, mit dem Romanistik sich einen Namen macht. Er steht und fällt mit der Frage, die wenig Entschuldigung duldet: Wofür lehrt und forscht sie hierzulande? Schließlich tun das die jeweiligen Nationalphilologien in weit größerem Maßstab auch. Oder, um es in der Perspektive aktueller Schwierigkeiten zu sagen: Für wen veröffentlicht sie eigentlich?³⁹ Denn es gibt Anlass zu einem Publikationsschadensbericht. Nicht dass die Romanistik dieses Landes zu wenig vorzuweisen hätte. Das Problem liegt woanders: Wie bei den übrigen Literaturwissenschaft-

³⁹ Diesen „öffentlichen“ Aspekt und seine konstitutiven Konsequenzen für Literaturwissenschaft hat Dietmar Rieger besonders betont. Vgl. „Literaturwissenschaft als eine Kulturwissenschaft“; in: *Zeitschrift für Romanische Literaturgeschichte*, 26/2002, S. 21–32.

ten auch dringt ihr Wort kaum noch durch im Stimmengewirr der Bildungsöffentlichkeit. Die Ursachen dafür liegen keineswegs im Verborgenen. Um dort Gehör zu finden, bedarf es einer entsprechenden sprachlichen Öffnung. Wer jedoch die Interessen der Literatur vertritt und sich dazu in das strenge Gehäuse seiner Fachsprache einschließt (die nicht vom Prestige einer Lebenswissenschaft aufgefangen wird), muss alle Risiken einer Fremdsprache auf sich nehmen. Immer mehr Wissenschaftlichkeit hat sie immer mehr Öffentlichkeit gekostet. Darüber ist sie in ein gesellschaftliches Getto geraten, wo sie höchstens noch „Autosatisfaktion“ ernten kann.⁴⁰

Wie anders haben doch ihre humanistischen Wegbereiter gedacht. Wissen war ihnen keine Macht, sondern ein Gut, das es zu verbreiten galt. Sie brachten ihre Gelehrsamkeit deshalb in Gestalt von *volgarizzamenti* unters Volk, ebenso wie die Aufklärer. Um wie viel mehr müsste dies das moderne Gebot der Stunde sein. Verstehenswissenschaften sind inzwischen in einen anderen Begründungszusammenhang übergegangen: Statt bildungspolitisch haben sie sich jetzt marktwirtschaftlich zu rechtfertigen. Etwa der Art: Die Gesellschaft leistet sich – z. B. – eine Romanistik, in der Erwartung, dass deren Leistung der Gesellschaft wieder zu gute kommt. Sich hoheitlich oder narzisstisch dem Gemeinwohl zu entziehen, könnte sie zuletzt überflüssig erscheinen lassen. An Vorzeichen fehlt es nicht. Ihr selbst also kommt die Pflicht zu, ihren kulturellen Nutzen zu erklären. Nicht nur ihr Wissen, auch sie selbst will veröffentlicht sein. Verliert sie aber nicht ihr Gesicht, wenn sie als Disziplin das Weite und sprachlich die Abgeschlossenheit sucht?

Etwas anderes kommt, erschwerend, hinzu. Romanistik in Deutschland ist – was sonst? – Romanistik für Deutschland. Auch dies im Grunde eine Selbstverständlichkeit, die sich aus den Augen verloren hat. Gewiss, Disziplinen wandeln sich. Doch kann ihr Fortschritt tragen, wenn er nicht den Grund bedenkt, aus dem ihr Interesse erwachsen ist? Lag es nicht seit Jahrhunderten im Interesse eines deutschen Selbstverständnisses, sich den Spiegel romanischer Lebens- und Weltbilder vorzuhalten? Entstanden ist daraus eine Nachbarschaftskultur mit vitalen Anziehungen und Abgrenzungen.⁴¹

Die tiefsitzenden kollektiven Bilder, welche Nachbargemeinschaften sich voneinander gemacht haben, ruhen weithin auf einem Sockel schlechter Erfahrungen. Sie halten fest, worin eine der anderen zur Gefahr werden konnte. Ihre störrischen Vorurteile warten nur darauf, wieder an die Oberfläche zu treten. Die Presse-Schlacht zwischen England und Frankreich, als es um den Irakkrieg ging, Berlusconi Politik gegen Deutschland, die Türkeifrage belegen, dass sich diese Büchse der Pandora jederzeit wieder öffnen kann. Keine Frage, die europäische Einigung hat viel erreicht; ein Krieg unter den einstigen Vater-

⁴⁰ Als Folge eines gravierenden Mangels an Selbstkritik und -korrektur der literaturbehafteten Disziplinen angesprochen von Louis van Delft, „Théâtre du monde et cyberculture“; in: *Zeitschrift für Romanische Literaturgeschichte*, 26/2002, bes. S. 71–75.

⁴¹ Vgl. Winfried Wehle, „Der langsame Abschied vom nahen Fremden“; in: Fritz Nies / Bernd Kortländer (Hgg.), *Literaturimport und Literaturkritik: Das Beispiel Frankreich*, Tübingen, Narr, 1996, S. 157–168.

ländern erscheint heute undenkbar. Doch reichen Regelungen, selbst Gesetze aus, um auch die Affektlagen einer Gemeinschaft zu befriedigen? Nachbarschaft lässt sich nicht verstaatlichen. In einem zusammenwachsenden Europa werden die Franzosen Franzosen bleiben, die Italiener Italiener und die Schweizer, falls sie je dazu kämen, würden wohl noch schweizerischer sein. Das Fremde ist, selbst im Haus Europa, Normalität. Daraus lässt sich der positive Schluss ziehen, dass man dann darin gut miteinander auskommt, wenn die kulturellen Eigenheiten nicht eingeebnet, sondern gerade kultiviert werden. Hermeneutisch gesehen käme es darauf an, ein Bewusstsein komplementärer Andersartigkeit zu pflegen. Dieses hat allerdings einen Preis, der sich nicht ermäßigen lässt: Ein Verstehen, dem sich kulturelles Einvernehmen verdankt, kann nie aufhören. Hieraus ziehen Geisteswissenschaften wie die Romanistik ihre kulturelle Berechtigung. Sie tragen auf ihre Weise dafür Sorge, dass das Andere, Fremde seinen streitbaren Charakter verliert, indem sie es als einen stimmigen Eigensinn, als Zusammenhang einer Identität eigener Art, als Gemeinsamkeit des Differenten annehmbar machen.

Dem kann jedoch zugleich auch eine unverzichtbare Binnenwirkung zugesprochen werden. Moderne Kulturen, die ihren Fortschritt im Großen suchen, in der Europäisierung, Globalisierung, Weltkonzernen, www., in Märkten ohne Grenzen, brauchen, um zu kompensieren, was sie an Identität dabei aufgeben, andererseits Außenvergleichsperspektiven, die ihnen, wie es heißt, „Alleinstellungsmerkmale“ sichern hilft. Dafür sind Disziplinen nötig, die Lebensumgangsformen der anderen und insbesondere ihre charakteristischen zur Sprache bringen, damit ihre „Heimwelt“ (Husserl) sich daran als etwas Eigenes erfahren kann. Ob die Unübersichtlichkeit und Virtualität, an die entwickelte Zivilgesellschaften inzwischen stoßen, deshalb eine „Kunst der Multiperspektivität“ brauchen? Oder sind sie nicht eher auf einen Sinn für Verhältnismäßigkeit angewiesen? Bei ihm wäre Toleranz gewiss in guten Händen. Es gäbe also noch namhafte Gründe, um sich für einen literarischen Kulturaustausch (im weitesten Sinne) einzusetzen. Wenn für Erdkröten Biotope reserviert werden, verdient ein Logotop wie Literatur dann nicht auch wissenschaftlichen Kulturschutz?

Resumé

Les études littéraires, longtemps porte-parole des sciences humaines, sont confrontées à une double contestation. Leur base, la littérature, se défend difficilement contre la concurrence d'autres médias qui, par leur concupiscence visuelle et acoustique, nous accoutument sournoisement à un cannibalisme perceptif. D'autre part, et en même temps, les études littéraires se trouvent volontiers en première ligne quand il s'agit de se montrer à la hauteur des épistémologies du jour. Se constituer scientifiquement, cependant, implique qu'elles déplacent nettement leur centre d'intérêt: au lieu de leur objet littéraire, elles favorisent l'objectivation de leur propre discours. Le texte littéraire n'est alors plus un but, mais le point de départ d'une démarche qui, portée par des préfi-

xes passe-partout comme «inter», «trans» ou «multi», mène loin du texte, vers des pays de nulle part comme les *cultural studies*, la médiologie, l'anthropologie des médias et la transculturalité.

Mais ceux qui s'éloignent, tout comme ceux qui restent, sont redevables d'une réponse à la question suivante: pourquoi la littérature ne vaut-elle plus la peine d'être étudiée dans son intention propre? Ou encore: possède-t-elle une voix individuelle qui la distingue des autres moyens de communication et qui, par cela même, justifierait les soins culturels (et notamment ceux des études littéraires) qui lui ont été prodigués jusqu'à présent?

Pour l'instant au moins, au vu des chiffres et des activités, elle est en bonne santé et vivra avec ou sans ceux qui en font une science. Du reste, la rubrique culturelle des journaux attend la première occasion pour prendre la place de ces derniers. C'est donc en faveur d'un 'retour à la nature' des études littéraires qu'on plaide ici, retour à la littérature et à ses objectifs, matière première de cette discipline.